

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4527) vierteljährlich 2,10 Mk., für 2 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. excl. Postgebühren.

Redaktion: Tauhaer Str. 19/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5spaltige Feilzeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauhaer Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen.

Kapitalistische Folter.

Leipzig, 12. April.

Irgend ein verfolgter Denker — wir entsinnen uns im Augenblick nicht genau, welcher — hat einmal gesagt, die mittelalterliche Folter und Inquisition sei ein Kinderspiel gegen die moderne. Es sei freilich keine Annehmlichkeit gewesen, wie ein Räucherkerzen irgend einem jenseitigen Phantom zuliebe angezündet zu werden, aber immerhin sei die Qual kurz gewesen und gar nicht zu vergleichen mit dem langsam marternden Nadelwerk, das heutzutage dem einen jeden Nerv zerreiße und jeden Knochen zermalme, der herrschenden Mächten unbequem werde.

Das mag ein wenig paradox ausgedrückt sein, wie jeder epigrammatisch zugespitzte Gedanke, aber unzweifelhaft ist eine tiefe Wahrheit darin enthalten. Es giebt heute eine Methode, unbequeme Leute zu vernichten, die in dieser Grausamkeit und Unbarmherzigkeit frühere Zeitalter nicht gekannt haben. Und zwar ist diese Methode eine spezifische Eigentümlichkeit des heutigen Kapitalismus, der als menschenverzehrender Moloch qualitativ und quantitativ alle früheren Geißeln der Menschheit übertrifft. Er verschmäht ja auch keineswegs die feudalen Methoden des Vernichtens, wenn er just auch nicht mehr für seine Widerjacher Galgen und Scheiterhaufen errichtet. Kerkerfoltern aller Art gehören immer noch zu seinem Henterwerkzeug, und man weiß, wie schrankenlos er damit schaltet. Immerhin die schlimmsten sind sie nicht unter den barbarischen Mitteln, womit der Kapitalismus sich freie Bahn schafft; sie gestatten dem Angeklagten wenigstens sich zu verteidigen, und der noch so ungerecht, Verurteilte darf im Bewußtsein seines Rechts und in der Würde seiner Unschuld mit stolz erhobenem Haupt ins Gefängnis schreiten.

Anderes steht es um die spezifisch kapitalistischen Mittel des langsamen Aus Hungerns, um das Ausrottungsverfahren, das den Verfolgten nicht einmal hört und ihm nicht einmal die kleinste Handhabe der Verteidigung bietet, sondern ihm mittelstlos in langsam unerbittlicher Marter die Lebensquellen verschüttet, bis er in allen Gliedern gebrochen zusammenstürzt, mit einem ohnmächtigen Schrei der Verzweiflung oder im besten Falle mit einem stummen Trost, der seinen letzten Atemzug adelt. Wir wissen wohl, daß diese Waffen des Kapitalismus zuletzt zersplittern an der ehernen Pflanz des Klassenbewußten Proletariats, denn der Kapitalismus lebt nur durch die Arbeitskraft der werktätigen Massen, die er nicht erschlagen kann, ohne selbst zu

versiegen. Aber je mehr er sich hüten muß, einen Vernichtungskrieg gegen die Masse zu führen, um so unbarmherziger verfährt er gegen die einzelnen. Gelatomben von Menschenopfern säumen den Vorwärtsmarsch der Arbeiterklasse, und in keiner Vorzeit ist das Wort des Dichters so wahr gewesen, wie heute:

Dopfer fallen hier,
Weber Lamm noch Siler,
Aber Menschenopfer unerhört.

Was uns diese Betrachtungen nahe legt, ist das erschütternde Schicksal des Berliner Stadtrats Kauffmann. Er ist kein Proletarier im eigentlichen Sinne des Wortes, und er hat nicht einmal die rebellische Hand gegen den Kapitalismus erhoben, aber er ist unbequem geworden, und das genügt, ihn zu vernichten, in aller Form Rechts. Der Verlauf der Dinge ist im allgemeinen zu bekannt, als daß wir ihn hier rekapitulieren zu brauchen. Kauffmann war zum zweiten Bürgermeister der Stadt Berlin gewählt worden, allerdings vornehmlich durch die sozialdemokratischen Stadtverordneten, denn da er als ein uneigennütziger Mann bekannt war, so hatte er von vornherein die kapitalistische Clique gegen sich. Jedoch seine Wahl war rechtmäßig erfolgt, sei es auch nur mit knapper Mehrheit, dann aber von der Regierung nicht bestätigt worden, wahrscheinlich aus dem Grunde nicht, weil Kauffmann dem Moloch des Militarismus so wenig seine Reverenz bezeigt hatte, wie dem Moloch des Kapitalismus. Sollten die Hochmögenden des Berliner Kapitalkönigs ihre berühmte Selbstverwaltung nicht zum Rinderspiß werden lassen, so mußten sie an ihrer Wahl festhalten, was sie schließlich aber auch nur in der Hoffnung thaten, durch loyale Kapriolen das Herz der Regierung milder zu stimmen. Als ihnen das mißlang, war Holland in Not. Sie waren jetzt bereit, nach allen Dimensionen umzufallen, denn ohne die höfische Gnadensonne können diese „Unentwegten“ nicht leben. Aber da war ihnen Kauffmann im Wege, der gar nicht daran dachte, zu Kreuze zu kriechen, der mit stoischem Gleichmut alle Nadelstiche kollegialer Gesinnung ertrug, und um so weniger zu packen war, als er im Dienste der Stadt eine rastlose Arbeitskraft betätigte.

Jedoch diese Arbeitskraft wurde schließlich die Handhabe, ihn zu vernichten. In einer überaus mühsamen Schrift hatte Kauffmann die Rechte der Stadt Berlin gegen die unerfülllichen Ansprüche der kirchlichen Behörden auf den Stadtsäckel verteidigt, Ansprüche, die aus einer vermoderten Konsistorialordnung des 16. Jahrhunderts hergeholt wurden und zu ihrer gründlichen Widerlegung jahrelangen Arbeitens im Staube der Archive bedurften. Selbst nach dem Zeugnis

seiner Gegner in dieser Sache, der kirchlich-staatlichen Bureaukraten, hat Kauffmann seine Aufgabe in meister- und musterhafter Weise gelöst, aber nicht nur nicht allein ohne jede Hilfe, sondern daneben belastet mit den schwierigsten Decernaten, so daß er schließlich körperlich unter der erdrückenden Last zusammenbrach.

Es ist heute keinem Zweifel mehr unterworfen, daß die Ueberarbeit in erster Reihe die Erkrankung Kauffmanns hervorgerufen hat. Mag nun die davon unzertrennliche nervöse Depression seinen vorübergehenden Aufenthalt in einer Nervenheilanstalt notwendig gemacht haben oder nicht — worüber es unter den Ärzten selbst zwei sehr verschiedene Meinungen giebt — so war die erste Wirkung der verhängnisvollen Maßregel ein Inbelschrei auf der ganzen Linie der kapitalistischen Clique. Man glaubte, den unbequemen Mann ein für allemal los zu sein. Dann aber mähtigte man sich, als man gewahr wurde, daß dieser erhebende Ausbruch moderner Humanität doch selbst den dümmsten Philister etwas kopfscheu machte. Man tröstete sich jetzt mit der Annahme, daß ein Mann, der in einer Nervenheilanstalt gewesen sei, doch nicht Bürgermeister werden könne, selbst wenn er geneset. Aber Kauffmanns Genesung schritt so schnell vorwärts, daß sich seine Unterbringung gerade in der Anstalt, wo er interniert war, als ein ärztlicher Irrtum herausstellte. Also lancierte man aus dem Rathause eine Nachricht in die gutwillige Presse, die von dieser mit erneutem Ehrgefühl wiedergegeben wurde, die Nachricht nämlich, Kauffmann habe resigniert. Ein formloser Wisch, der gleich nach Kauffmanns Internierung von ihm nicht etwa geschrieben, sondern nur unterzeichnet worden war, in der heftigsten Krisis seiner Krankheit, wurde jetzt, ganze acht Tage später, produziert, als Beweis dafür, daß Kauffmann selbst den Posten aufgegeben, den er unter den schwierigsten Umständen gehalten hatte.

Allerdings hat sich die Berliner Stadtverordnetenversammlung von diesem neuesten Spektakel nicht überbieten lassen; dazu war er doch zu plump. Aber für das Opfer selbst bedeutet dieser Aufschub keine Rettung, sondern nur eine Verlängerung der Qual. Die Bluthunde des Kapitalismus lassen von keiner Fährte, die sie einmal aufgenommen haben. Sieht man, wie Kauffmann gequält worden ist, wie unablässig auf einen Mann, der nicht sowohl unter tausend Nadelstichen als unter einer Ueberlast von Arbeit zusammengebrochen ist, unablässig losgehämmert wird, dann mag man wohl sagen, daß die feudale Folter verhältnismäßig erträglich war gegenüber ihrer kapitalistischen Erbin.

Arbeiter, Parteigenossen! Rüstet zum 1. Mai, dem Weltfeiertag des internationalen Proletariats!

Seniileton.

Niobe.

Roman aus der Gegenwart von Jonas etc.
Das Fräulein schien alle formellen, einleitenden Nebenarten zu verschmähen; sie sah sich nur schweigend um, als referierte sie sich ihre eigene Meinung.
„Na, man hat wenigstens Blah hier auf dem Lande,“ verlieh sie endlich ihren inneren Betrachtungen Ausdruck. „Da merkt man gleich, daß man in ein anderes, unschuldigeres Zeitalter hineingeraten ist, wo man noch Birkenreisig brennt anstatt Kohle und Coaks!“
„Wie kommen Sie dazu, sich eine Vorstellung von Minka zu machen?“ unterbrach sie Frau Baarvig.
Fräulein Feiring stand einen Augenblick still; winkte mit den Augen und schaute lächelnd das junge Mädchen an:
„Ich kenne sie im Grunde sehr gut. Ihr Sohn — er soll ja wohl auf höheren Befehl Philolog sein — hat mir so viel von seiner Schwester erzählt; er versteht sie ganz und gar.“
Minkas Antlitz färbte sich rot und immer röter, während sie sich hinten in der Ofenecke etwas zu schaffen machte.
„So, Sie kennen also unseren Sohn Endre? und noch dazu näher?“ fragte Frau Baarvig.
„Ach, welch ein geistreicher Mensch. . . Und wie herzlich er singt! Ich habe ihn in den letzten sechs Monaten fast jeden Tag mit dem Sänger Figer zu-

sammen getroffen. — Wenn er von der Gesangs-kunst zu reden beginnt — wie der Eindruck lebendig und anschaulich gemacht werden soll durch dramatisches Sich-hineinleben in die Persönlichkeit — dann möchte man am liebsten immer nur zuhören. Auch für diese Kunst ist eine neue Aera angebrochen.“
Ein nervöser Zug glitt über das Antlitz der Frau und sie schaute unruhig nach der Thür, durch die ihr Mann jeden Augenblick eintreten konnte.
Ein Duett von ihm und Figer, der eine Tenor, der andere Bass, das ist ein unbeschreiblicher Genuß — und stets üben sie neue Sachen ein.“
„Darf ich bitten, Fräulein; ich fürchte, das Essen wird sonst kalt,“ lud Frau Baarvig sie mit einer gewissen Hast ein.
„Danke, danke sehr. . . Er und Figer sind unzertrennlich, man sieht sie immer zusammen.“
„Aber jetzt müssen Sie zum Essen kommen, Fräulein!“
„Na, wenn der kein Künstler wird! Sein ganzes Wesen atmet etwas so Warmes, Großes aus, daß es unmöglich täuschen kann. — Ich kann Sie versichern, daß noch ganz andere Leute als Figer und ich derselben Meinung sind.“
Während das Fräulein die guten Berichte genoß, die für sie bereitet worden waren, fuhr sie, trotz aller Versuche, das Gespräch auf ein anderes Thema zu lenken, unverbrossen und eifrig fort, sich über dies heisse Sujet auszusprechen.
„Nun, wie finden Sie denn eigentlich, fast hätte ich gesagt, uns hier oben auf dem Lande?“ begann Miel einleitend, als seine Mutter einen Augenblick das Zimmer verlassen hatte.

„Ich glaubte schon, daß Sie auch nach den Fischklößen fragen wollten,“ lachte sie.
„Fischklöße, wenn ich bitten darf!“
„Ja, ja, Fischklöße — gastronomische Studien, an die muß man auf dem Lande ja zuerst denken. . . Und Strammetsvögel in Gelee,“ mit mittelbigem Blick betrachtete sie zuerst die Schüssel und dann die Thür, durch die Frau Baarvig verschwunden war. . . „Wenn ich an all die Mühe denke,“ sie legte mit der Gabel einen Strammetsvogel auf ihren Teller, „in der Stadt holt man sich das Gericht in einem Restaurant, wenn man Lust dazu bekommt. Das verursacht dann weder Mühe noch Arbeit. . . Na—h!“ sie wandte sich von Miel ab und schaute Minka an.
„Gleich vor dem ersten Tunnel, den wir mit der Eisenbahn passierten, fühlte ich es, daß ich mich jetzt in eine Höhle hineinbegabe, wo alles von Essengeruch erfüllt sein würde.“
„Sehr angenehme Empfindungen also, die Sie während Ihrer Fahrt ins Land hinein überkamen,“ bemerkte Miel, sich überlegend aufrichtend.
„Und als ich dann von der Eisenbahn direkt in einen Schlitter und in ein Wolfsfell hineingepackt ward, da glaubte ich, man würde mich verschlingen. Im Anfang wagte ich kaum, das Fell zu berühren, aus Furcht, einen wirklichen Wolf darunter zu finden.“
„Ganz pikant,“ meinte Miel und grub eine elegante, braune Meerchaum-Cigarettenspitze aus der Westentasche hervor.
„Ein zum Tode Verurteilter wird zuletzt gleichgültig gegen alles, wissen Sie wohl. . . So fuhr und fuhr ich denn immer weiter den endlosen, traurigen weißen Fluß entlang, während der Schnee vom Waldes-